

Leben

Christian Czaak

Drogenpolitik
einst und jetzt

Wenn man Ende der 1970er Jahre in Wien bei Drogenabhängigkeit sofort helfen wollte, gab es für Entzugsprogramme unter ärztlicher Aufsicht nur zwei Möglichkeiten: stationär am Steinhof, für ein paar Tage mit dicken Lederriemen niedergeschmalt, oder ambulant mit guten Ratschlägen in der damals einzigen Drogenberatungsstelle der Stadt. Bei beiden Varianten waren die Erfolgchancen gleich null. Alkoholiker hatten es da mit Kalksburg bereits weitaus besser. Einrichtungen wie Proksch-Institut, Dialog und den Grünen Kreis gab es noch nicht. Erst auf Initiative von Otto P., dem damaligen Leiter der psychiatrischen Intensivstation im AKH, begann Anfang der 1980er Jahre in Wien eine ordentliche medizinische Behandlung von Drogenkranken. Allerdings nur inoffiziell; offizieller Behandlungsgrund war Depression. Unter sozialdemokratischer Führung drohten Bund und Stadt Wien Drogen-Ärzten mit Berufsverbot. Trotzdem stellte P. in seiner Station vier von acht verfügbaren Betten zur Verfügung. Wartezeiten von bis zu fünf Monaten waren die Folge. Für Angehörige eine zermürbende Zeit. Dafür beschleunigten dann die nebenan liegenden „normalen“ psychiatrischen Intensivfälle wie komplett eingegippte Fensterspringer oder gewalttätige Schizophreniepatienten den Heilungsprozess von Kranken – und die Prävention von angehörigen Besuchern. 20 Jahre später, nach Engagements von Gabriele Fischer, Alexander David, Peter Hacker oder Günter Pernhaupt, existiert nun eine breitere großstädtische Drogenpolitik, die gleichermaßen auf Prävention und Behandlung setzt. Einzig fehlt noch die kontrollierte Abgabe von Heroin an langjährige Schwerstabhängige. Zumindest Franzi O. und Markus S. würden dann noch leben.

Alexandra Riegler

Bloß nicht
jüdisch sein

„Papa, heute war ich ein Jude.“ Das sagte das Kind zum Vater, das einen Stern auf seinen Pullover gepickt bekam und danach in der Essensschlange hinten stehen musste. An den Trinkbrunnen durfte es nicht. In der Klasse saß es nicht. Die, die von A bis L heißen, saßen. Eine Handvoll Eltern wallte vor Empörung. Eine Adaption von *Die Welle*, in Szene gesetzt in einer Schule in Florida. Anlass war der Holocaust Remembrance Day. Was dabei herauskam? Dass man eben bloß nicht jüdisch sein sollte.

Die Welle, die richtige, holt die Leute immer wieder ins Kino, neudeutsch oder amerikanisch verfilmt. Das Prinzip ist simpel und nachvollziehbar. Das verstehen alle. Da schaut man sich dann an, welche Befriedigung die Bewunderung von Autorität und Charisma bringt. Am Schluss wird alles aufgelöst, damit auch denen, die sich mit den Mitläufern identifizierten, ein Sinnpruch mit auf den Weg gegeben wird. Der Nazi, der in *Hafners Paradies* mit der Kamera begleitet wird, verwirrt, weil er auch Mensch ist, was so nicht vorgesehen war. Das Gute und das Schlechte sind da nicht beschriftet. „Wird da verharmlost?“, fragen sich Besorgte. Er ginge davon aus, dass die Gesellschaft wüsste, dass Nazis für Schrecken und Mord stünden, erklärt der Regisseur in einem Gespräch mit dem *Spiegel*. Dass man Hafner also einen „Opa“ sein lassen kann, ohne dabei Angst haben zu müssen, dass er die Zuseher auf seine Seite holt.

„Ich kann es nicht mehr hören“, sagen Leute zum Thema, die manchmal lesen und beim Zigarettlerl politisieren, „wir sind ja aufgeklärt.“ Sie meinen: Ideologischer Wahn, das hat mit uns nichts zu tun. Zu hoffen bleibt dabei, dass das Böse immer hübsch beschriftet in Erscheinung tritt.



Wann eine Sucht beginnt, ist nicht genau zu definieren. Selbst Suchtforschende tun sich dabei schwer. Gerade deshalb sind Studien zu diesem Thema sehr „biegsam“. Foto: Bilderbox.com

Von der Sucht der
Suchtaufdeckung

Kontrollzwang und Kontrollverlust in der Suchtforschung.

Irina Slosar

Laut Forschung ist heutzutage jeder zweite Österreicher von irgendeiner Art Sucht betroffen. Nicht nur die Anzahl der Süchtigen wächst, es scheint, dass auch die Anzahl der Süchte zunimmt. Wikipedia kennt zum Beispiel Solariumsucht: Hier neigt man zu einem übertriebenen Bräunungsdrang, um einem fiktiven Schönheitsideal zu entsprechen. Als Folge droht unter anderem Hautkrebs.

Diese Hyperproduktivität in der Aufdeckung von süchtigem und zwanghaftem Verhalten verursacht am anderen Ende eine Inflation des Ernstnehmens. Jede genussbringende Handlung, Substanz oder ein entsprechendes Objekt birgt in sich „Gefahr“, uns süchtig zu machen.

Jedes Bestreben nach Lust und Genuss muss gebändigt werden, andernfalls werden wir schoko-, solarium-, sauna-, han-

dy- oder internetsüchtig oder beziehungsabhängig. Ebenfalls scheint die Suchtaufdeckung in mehrfacher Hinsicht der gleichen Logik unterworfen zu sein wie die Sucht selbst. Das Suchtverhalten ist insbesondere bei nicht stoffgebundenen Süchten durch den bloßen Kontrollverlust beziehungsweise Kontrollzwang gekennzeichnet.

Und genau in diesem Punkt begeht die Suchtaufdeckung die gleiche Schleife wie der Süchtige. Wann ist man denn süchtig? Zu definieren, wann der Genuss noch unter Kontrolle ist und wann man sie verloren hat, funktioniert wie der Kontrollzwang.

Fragwürdige Maßstäbe

Weniger sichtbar ist es, wenn der Maßstab das subjektive Befinden des Betroffenen darstellt; umso deutlicher wird es mit objektiven Indikatoren: Wann zünden Sie die erste Zigarette an, wie oft schreiben Sie SMS am

Tag, verbringen Sie mehr als fünf Stunden Freizeit im Internet? Die Vermehrung der Fragen, die zur Definition der Süchtigkeit beitragen sollen, wirkt wie Kontrollverlust mitten im Kontrollzwang.

Mit solchen Fragen wird jedoch nicht nur die Sucht definiert, sondern auch die Normalität. Das treibt die Suchtaufdeckung in den weiteren Verlauf der Suchtschleife. In der Sorge um Gesundheit und Wohlbefinden muss mit einer gewissen Strenge vorgegangen werden. Wie oft trinken Sie Alkohol? „Viermal oder mehrmals in der Woche“, das ist im Lande, wo Alkoholismus „Volkskrankheit Nummer eins“ ist, die schwerwiegendste angebotene Antwort. Mit dieser Strenge erleidet sie dann ein wenig Realitätsverlust und führt sich in die „soziale Isolation“. Diese zu überbrücken gilt es mit einer „falschen“ Solidarität – jeder zweite Bürger ist betroffen.

Consultant's Corner

What's your berry?

A successful entrepreneur believes in no dependencies yet fails to notice his dependency on his work and colleagues. After a top manager's drinking problem is revealed, his employer supports him by sending him for a three month detox program. Two years later, a relapse ruins his career and family. A young attorney in New York is not alone in needing speed to keep up her productivity. A doctor confesses she's addicted to the success of saving lives. Ray Andrews, psychologist, theologian, found all temperament types use coping mechanisms to make life palatable. He likens it to the African berry which makes all food take on its wonderful taste. Coping mechanisms



help people sweeten the false messages inside their heads which arise in times of stress. While some addictions will get people arrested, others result in rewards, even promotions. But Andrews cautions, both are dependencies. Exploring the root cause requires understanding temperament, early influencers and how false messages are processed, creating an inaccurate picture of the „self“. Andrews uses a faith based system avoiding judgement. That's no surprise given the fact that companies are increasingly focusing on ethics but their people can not throw the first stone before considering their own „berry“.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners